
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 79. Bromberg, den 8. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Deutlich ging ein Ruck durch Fräulein Ramer, als Vater Dags Gestalt sichtbar wurde; unwillkürlich ließ sie den Fächer vor ihrem Gesicht hin und her gehen, als er einen Stuhl nahm und sich neben sie setzte. Dann ließ sie den Fächer fallen und spielte statt dessen mit ihren breiten, goldenen Armbändern und schob sie am Handgelenk auf und nieder. Sie sah ihn jetzt richtig aus der Nähe, zum erstenmal, seit sie sich ihrer Verwandtschaft bewußt geworden war. Sie kam bald über die erste Verlegenheit weg, und ihre scharfen Augen beobachteten ihn genau, ohne ihn anzustarren. Niemals hatte sie eine besser gefältete, schneeweißere Hemdbrust gesehen, und was das goldene Petschaft an der Weste anbelangt, so fehlte auch das nicht. Andere klirrten wohl mit mehreren herum, dieser reiche Mann aber trug nur eins.

„Du siehst hier wohl dem Tanze zu?" fragte Vater Dag.

Fräulein Ramer stutzte einen Augenblick, als er sie duzte, aber aus seinem Munde klang es gut, und es war ja jetzt auch das einzig Richtige. „Ja", antwortete sie, „ich sehe dem Tanz und der Jugend zu und — freue mich an dem Gedanken, daß Adelheid es im Leben doch so gut treffen durfte." Da hatte sie wohl wieder fast zu offen herausgeredet; aber das geschah ihr so leicht, dem Fräulein Ramer.

Vater Dag zog die eine Augenbraue hoch und streifte sie mit einem flüchtigen Blick. Meinte sie ehrlich, was sie sagte, oder steckte etwas dahinter? Er konnte aber in Fräulein Ramers hellen, aufrichtigen Augen keine Spur von Zweideutigkeit entdecken. Dagegen fiel ihm jetzt die große Ähnlichkeit zwischen ihr und Adelheid auf, und dies ließ ihm den Gedanken durch den Kopf schießen, so würde Adelheid in vielen Jahren einmal auf dem Hof hier umhergehen, wenn er selber längst zu Grabe getragen war. Er blickte still und wehmütig vor sich hin, dann hob er entschlossen den Kopf. Ihm fiel es nicht ein, einen Zweifel zu äußern, ob Adelheid es wirklich so gut getroffen hätte, wie es andere seines Standes getan hätten, nur um es wiederholt und immer wieder versichert zu bekommen. Er überhörte die Worte einfach und sagte: „Es würde Adelheid vielleicht Freude machen, wenn du eine Zeitlang hierbliebest — über Weihnachten . . ."

Einladungen hatte Fräulein Ramer schon manche bekommen, aber — aber daß sie gleich zwei Monate lang dableiben solle, darum hatte sie noch keiner gebeten. Sie wußte genau, daß man Furcht vor ihr hatte und sie nicht gern lange Zeit hintereinander bei sich sah, und in dem Punkt fühlte sie sich auch Adelheids nicht ganz sicher. Etwas zögernd antwortete sie, sie sei für diese Einladung sehr dankbar, sie habe aber ihre Wohnung und ihre Magd in der Stadt. Adelheids wegen könne sie ja nach der Hochzeit noch etwas hierbleiben; und — Weihnachten? Ihr fiel ein, was der Major in der Stadt vom Weihnachtsfest auf Björndal erzählt haben sollte, und sie wendete Vater Dag ihr Gesicht gerade zu.

„Ja, Weihnachten. Ich habe davon gehört, wie schön Adelheid und ihr Vater es letzte Weihnachten hier gehabt haben; und wenn es Euer . . . dein Ernst ist, dann komme ich Weihnachten sehr gern."

Vater Dag machte seine gewohnte Denkpause und erwiderte, sie müsse selber wissen, was sie wolle, aber was ihn betreffe, so pflege er seine Worte ernst zu meinen.

Fräulein Ramer merkte wohl: er war es nicht gewohnt, daß man seine ehrliche Meinung auch nur mit einer höflichen Redensart in Zweifel zog. Sie hätte sich fast vergessen und ihre Hand auf seinen Arm gelegt, statt dessen ließ sie den Fächer fallen. „Ich weiß schon, daß Ihr . . . daß du es so meinst", sagte sie. „Man ist nur an solche Redensarten gewöhnt. Wenn Adelheid will, bleibe ich gern ein paar Tage; und darf ich auch zu Weihnachten kommen, dann wird mir das eine große Freude sein."

Vater Dag blickte wieder flüchtig zu ihr auf. Er konnte nichts anderes entdecken, als daß sie ein aufrichtiger Mensch war; und was der Major gesagt hatte, mußte mit dessen eigenen Sünden zusammenhängen. Denn der alte Dag war für die schwachen Seiten des alten Herrn nicht blind.

So saßen denn Fräulein Ramer und Vater Dag im Kabinett und blickten sich verstohlen an, indes die Töne vieler Stimmen und Instrumente sie umsummten. Er betrachtete ihr altmodisches Staatskleid und spürte den Duft ihres Parfüms. Es erinnerte ihn an vergangene Zeiten, an seine stattliche Frau und an deren feine Schwester, Jungfer Dorthea; er dachte an alle beide. Als die Musik hereinbrauste, einer der alten Tänze, die er konnte, erhob er sich plötzlich und verneigte sich vor Tante Eleonore. Ihre erschrockene Ausrede, es sei solange her, zerstreute er mit einem Lächeln. Die Gäste aus Stadt und Land sperrten die Augen auf, als Fräulein Ramer in ihrem mächtigen seidenen Kleid an Vater Dags Arm in den Saal rauschte, und von Spieltischen und Punschgläsern kamen sie in alle Türen, und jeder starrte auf das unglaubliche Bild, wie Dag und Fräulein Ramer miteinander tanzten.

Daß Vater Dag späterhin, als er merkte, es ging noch, auch mit der Braut tanzte, war nur natürlich, und es wurde noch lange danach auch in der Stadt davon gesprochen, was für ein hübscher Anblick es gewesen sei, als Adelheid an ihrem Hochzeitsabend mit Vater Dag im Saale von Björndal tanzte.

Denn auch dem Alten erging es wie den anderen — das Fest, der Wein und das Brausen der Musik rissen ihn mit Er richtete sich zu seiner ganzen Größe auf, die Augen bekamen Glanz, das Haar wellte sich in der Wärme, und so bot der alte Dag einen Anblick, den man nicht so leicht vergaß.

7.

Der Abend schritt vor und neigte sich zur Nacht, aber die Bewirtung wollte kein Ende nehmen.

Vor den Kabinetten lag gleich neben der Küche ein Zimmer. Es war den ganzen Abend verschlossen geblieben, als es aber auf die Nacht zuging, öffnete Jungfer Kruse die Türen und bat die Gäste hinein. Und dort drinnen war eine lange Tafel angerichtet, ganz wie die Weihnachtstische auf Björndal. Sie bog sich unter allen erdenklichen Gerichten, und das zu einer Zeit, da Krieg und Hungersnot im Lande herrschten und Schmalhans sogar in recht feinen Häusern Küchenmeister war. Ringsum wurde es lebendig, denn ein jeder mußte sich an der langen Tafel selbst versorgen.

Um den Tisch entstand ein lustiges Gewühl — und auch wer bisher noch seine feine Steifheit bewahrt hatte, taute jetzt gemütlich auf; die Schnäpse zum Essen und das starke Bier taten wohl auch ihre Wirkung. Im Eßzimmer und in den Nebenräumen wurden vor kleinen und größeren Gruppen Reden gehalten, und Makler Rader hielt im blauen Kabinett sich ganz allein laut und deutlich eine Rede — so wurde später erzählt.

Das gelbe Kabinett war so eingerichtet wie ein Zimmer in Therese Holders früherem Stadthaus. Die weißen, goldgeränderten Rokokomöbel stammten auch von dort, und die Wände waren mit gelbem Seidendamast bezogen. Hier saßen die allervornehmsten Damen zusammen, wenn sie sich nicht gerade auf einem Ausflug durch andere Zimmer befanden, um ein Auge auf ihre Männer zu haben oder irgend etwas zu entdecken, worüber sie später losziehen konnten. Sie spielten anstandshalber ein wenig L'hombre, vor allem aber schwatzten sie, und meistens mit gedämpfter Stimme. Hier wurden die Manieren Vater Dags und des Bräutigams durchgehechelt, und selbst Adelheid wurde gründlich vorgenommen. Besonders ihr Kleid gab unendlichen Gesprächsstoff. Man fand es unangemessen kostbar für eine, die aus so engen Verhältnissen kam, außerdem war es weder altmodisch noch richtig nach der jetzigen Mode; natürlich nur, weil Adelheid immer etwas Besonderes sein wollte. Und dann war es nicht weiß, sondern blau. Das Schlimmste dünkte es sie, daß Adelheid die Richtung der jetzigen Mode nicht benutzt hatte, um das Kleid am Hals geschlossen zu tragen.

Bei der dröhnenden Musik und dem vergnügten Stimmengewirr in den Zimmern fühlten sie sich sicher und redeten allzu offen über Adelheids Kleid, darüber, daß sie mit allen zu oft getanzt habe und daß man auch nicht das leiseste Zeichen von Zuneigung zu ihrem Mann bemerkt habe, ja, daß sie nach dem Essen kaum je in seiner Nähe zu sehen gewesen sei. Sie trieben es so weit, den jungen Dag zu bedauern, weil er Adelheid Barre zur Frau bekommen hatte; er sei ja auch den ganzen Abend recht nachdenklich und ernst gewesen. Niemand hatte ihn lächeln sehen — und das mußte doch seinen Grund haben. In ihrem Eifer, Adelheid zu tadeln, entdeckten sie, daß er zu gut für sie sei, redeten sie über sein Aussehen, seine Haltung, seinen Ernst — und vergaßen ganz, was sie vorher über ihn geäußert hatten; jetzt fanden sie ihn noch hübscher und stattlicher als Adelheid, und dazu komme noch sein Reichtum. Und trotzdem konnte Adelheid so auftreten . . .

Mitten in ihrem Redestrom räusperte sich plötzlich eine der Damen. Alle blickten auf, es wurde totenstill, lange. Fräulein Ramer war aus dem Seitenzimmer hereingekommen und rauschte majestätisch erhobenen Hauptes mit einem rätselhaften Lächeln um den Mund langsam durch das Kabinett.

Die Damen blickten ihr lange nach — und sahen einander an — dann aber flüsterten sie etwas auf französisch, und die Rede kam wieder in Fluß. Über die Hochnäsigkeit dieses armen Fräuleins Ramer, über ihr lächerliches Kleid und davon, wie sie jetzt umherstreiche und sich an diesem Reichtum beteiligt fühle.

Die Worte waren gewählt, mit französischen Phrasen gemischt und glatt wie der Seidendamast des gelben Kabinetts, und ihr Sinn paßte gut zur Farbe der Wände.

Adelheids Kleid war allerdings auf eine merkwürdige Weise zustande gekommen. Vater Dag hatte, wie an alles andere, auch an das Kleid gedacht, als er die Namen der vielen vornehmen Bekannten vernahm, die der Major zur Hochzeit einzuladen wünschte. Dag hatte die schlechten Verhältnisse des Majors längst durchschaut und daher kurzweg erklärt, er wolle als Adelheids zweiter Vater für ein Kleid sorgen, das sie unter solchen Hochzeitsgästen mit Anstand tragen könne. Und er beauftragte den Major, eines von Adelheids Kleidern zu einem Schneider zu bringen und ohne ihr Wissen danach ein neues nähen zu lassen; es solle von der kostbarsten Seide sein mit Putz und zierlichen Säumen, wie es der Schneider richtig fände.

Die leichten, einfachen Kleider der damaligen Mode wurden zu Hause genäht, und wenn es etwas recht Feines sein sollte, nahm man ein Nähmädchen zu Hilfe. Damenschneider waren eine ausgestorbene Rasse. Aber das wußten weder Vater Dag noch der Major, und so marschierte der Major zu einem dieser alten Schneider, der ihm bekannt war. Das Ergebnis dieses Unternehmens, in das sich die drei alternden Männer hinter Adelheids Rücken eingelassen hatten, war ein tief ausgeschnittenes Kleid von himmelblauer viel zu dicker Seide mit enganliegendem, festem Mieder und einem breiten dunkelblauseidenen Saum mit schweren Stickereien in Rahmgelb und Gold, dazu ein Schal aus derselben Seide wie das Kleid, mit den gleichen Bordüren wie am Kleidersaum. Der Sitz des Rockes war einfach und frei, wie es die griechische Mode jetzt vorschrieb, aber das Mieder war zu hoch und der Ausschnitt zu tief, die Seide viel zu schwer.

Adelheid vergoß bei der ersten Anprobe bittere Tränen, aber in seiner Verlegenheit behauptete der Major, Vater Dag habe das Kleid so gewünscht. Adelheid machte sich über den Wunsch ihres Schwiegervaters viele Gedanken; immerhin bewunderte sie den meisterhaften Schnitt des Kleides. Es saß wie angegossen, und nach mehreren Anproben versöhnte sie sich mit der Aussicht, es tragen zu müssen; der Schneider werde wohl besser über die Mode in der großen Welt Bescheid wissen als die Nähmädchen und Frauen in der Stadt. Daß sie mit ihrem dunkelblonden Haar und ihren tiefblauen Augen in dem Kleid schön aussah, blieb ihr nicht verborgen.

Fräulein Ramer mochte wohl einiges von dem Klatsch der Damen im gelben Kabinett aufgefangen haben, denn sie blieb nachdenklich in der Tür zum Saal stehen. Als sie dann Adelheid entdeckte, die heiß und glühend gerade einen Tanz beendet hatte, lohte gleichsam eine blaue Flamme in Fräulein Ramers Augen auf, und mit einem merkwürdigen Lächeln um den Mund ging sie Adelheid entgegen und zog sie auf ein Sofa nieder.

„Dein Schwiegervater ist ein seltener Mensch", begann Tante Eleonore. Adelheid blickte sie fragend an. „Er nahm sich die Zeit, mich aufzusuchen und unterhielt sich lange mit mir — und hast du gesehen, daß er mit mir tanzte?"

„Ja", sagte Adelheid, „du hättest selber sehen sollen, wie — ihr euch ausnahmt."

„Hm", machte Fräulein Ramer nur, aber ein warmer Schimmer zog in ihr Gesicht, und sie hob den Fächer. „Er ließ alle anderen Verpflichtungen liegen, um mit mir zu tanzen, und mit dir, nur mit uns beiden. Ein ganz seltener Mensch." Und sie erzählte Adelheid von seiner Einladung und ihrem Versprechen, jetzt gleich einige Tage hier zu bleiben und zu Weihnachten wiederzukommen.

Adelheid kamen erst Bedenken, dann aber fiel ihr ein, wie nett es sein könnte, ihr alles zu zeigen, auch die altmodischen wohnlichen Räume in den alten Gebäuden; sie lächelte sie in aufrichtiger Freude warm an und beteuerte, wie gemütlich sie es fände, wenn Tante Eleonore hierbliebe — recht lange.

Fräulein Ramer fühlte die Ehrlichkeit in Adelheids Worten, und dies machte ihre Freude voll. Adelheid hatte nichts dagegen, wenn sie blieb, Adelheid hatte ihr die scharfe Zurückhaltung während der letzten sieben Jahre verziehen, und Fräulein Ramer verspürte die tiefe Freude, die einen überkommt, wenn man einen alten Freund wiedergewinnt.

Sie betrachtete einen Augenblick nachdenklich Adelheids glühende Schönheit; und wieder trat in ihre Augen das blaue Leuchten, und ihren Mund umspielte dasselbe merkwürdige Lächeln. „Frierst du, Adelheid?" fragte sie.

„Nein, liebste Tante." Adelheid sah sie erstaunt an.

„Du ziehst immerzu den Schal so fest um dich. Bei dieser Hitze würde ich ihn zusammenlegen und in der Hand tragen."

Adelheid senkte den Kopf und fächelte sich leise.

„Und, Adelheid, du könntest dich in der Nähe deines Mannes zeigen — so ab und zu einmal. Es ist nur natür-

lich, wenn eine Braut ihrem Mann etwas Aufmerksamkeit zeigt . . . Und gar — einem solchen Mann. Ich kann es sehr gut begreifen, daß du ihn liebst."

Adelheid neigte den Kopf noch tiefer und fächelte sich stärker. Sie antwortete nicht. Fräulein Namer blickte sie eine Weile forschend an, gab ihr dann mit dem Fächer einen leichten Schlag auf den Arm und sprach im Aufstehen ein paar französische Worte, die man etwa als „großes, glückliches Kind" deuten konnte. Adelheid blickte zu ihrer Tante auf und gewahrte Tränen in den Augen der strengen alten Dame.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hirsch.

Von Robert Hohlbaum.

Zum ersten Male zitterte die Hand des Grafen von Charette, als er die Büchse hob und sein Blick das ungeheure Gehörn des Hirsches umfing, das aus dem Astgewirr ragte. Noch einmal versuchte er die Enden zu zählen: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht . . . es verschwomm vor seinem Blick. Der Schuß verkrachte, die Dampfwolke verging in der verdämmernden Abendluft, leer war das Astwerk. Er suchte den Waldboden ab, kein Tropfen Schweiß, nur Spuren wilder Flucht. Sein Schuß hatte gefehlt. Zum ersten Mal in seinem Leben.

Zur selben Stunde des nächsten Abends saß er wieder auf dem Anstand . . . Wartete. Wollte sich zur Ruhe zwingen. Umsonst. Sein Puls jagte, sein Herz pochte, dieses Herz, das weder die böse Affäre von Roßbach, die er als blutjunger Kornett erlebt, noch später die Kämpfe in Amerika, daran der reife Mann als Kommandant eines Regiments teilgenommen, hatte höher schlagen lassen, dieses Herz pochte hörbar in die tiefe Stille des Vendeer Buchenwaldes. Nicht lange wartete er. Zur selben Stunde wie gestern schimmerte matt das Gehörn im letzten Abendlicht. Alle seine Kraft sammelte der Jäger, endlich, endlich hielt er die Büchse in ruhigem Griff. Das Haupt des Wildes war verschwunden wie ein Spuk.

In dieser Nacht träumte der Graf von Charette, der nie von einer Frau geträumt hatte, von dem Hirsch mit den . . . ah, nicht einmal die Enden hatte er gezählt, wie ein junger Laffe! Als wenn es schon etwas so großes wäre um einen Hirsch, der ein paar Enden mehr hatte als die andern! Im Tiefsten aber wußte er, nicht um die Zahl der Enden gings, nein, es war etwas Geheimnisvolles, Unfaßbares, das da in Traum und Wahrheit das Astwerk teilte und ihn anblickte aus den großen kühlen Augen des rätselhaften Wildes.

Ja, der Hirsch blickte ihn an, nur ihn. Zwang ihn, die Hand von der Flinte zu lösen, den Blick zu erwidern, ganz still, bis das ungeheuer getürmte Haupt verschwand.

Am Morgen, am hohen Tage, wenn seine Pächter mit demütig gezogener Mütze vor ihm standen, wenn seine alten Bauern zu ihm auffahen, ehrfürchtig vertrauend, als sei er ihr Gott und Vater zugleich, da bäumte sich sein Stolz auf gegen die dunkle Gewalt, der er langsam verfiel, da malte er sich den Augenblick aus, da der Hirsch von seinem sicheren Schuß endlich gefällt, vor ihm liegen würde, da seine Hand über den Körper streichen, das kühle Gehörn umfangen, da er ruhig die Enden zählen und mit nüchterner Zahl den Spuk würde bannen können.

Am nächsten Tag zitterte die Hand nicht. Er hob ruhig die Waffe, sah den herrlichsten Kopf, zählte die Enden des Gehörns: eins, zwei, drei, vier . . . sie verschwammen nicht vor seinem Blick, sie wiesen sich klar im letzten unbeirrten Licht. Bald würde das Geheimnis entschleiert sein, ein rasches Zucken des sicheren Fingers, und er war Sieger!

Der Graf hielt im Zählen inne. Die Hand ruhte. Ein großes unbewegtes Bild war alles: das ragende Tier, der unbewegte Mensch.

Als der Graf von Charette heimkehrte, war ihm sein Verhalten fremd und unbegreiflich. Aber er bereute es nicht. Es war ihm, als hätte er so handeln müssen, als wäre keine andere Möglichkeit denkbar.

An den nächsten Abenden wiederholte sich dasselbe Geschehen. Und einmal erwachte für einen Augenblick eine Vision vor dem Blick des Grafen. Nicht mehr der Kopf des Hirsches ruhte vor ihm, sondern sein eigenes Antlitz, als sähe er in einen Spiegel. Auf sich selbst gerichtet war seine Waffe, jäh erschreckt ließ er sie sinken, der Schuß löste sich, verprallte im Weiten. Am nächsten Abend kam der Hirsch nicht mehr. Er mochte wohl das Revier gewechselt haben.

In dem Grafen von Charette erwuchs nun eine unruhige Sehnsucht, die sich wieder zum Verlangen des Tötens steigerte. Oft, wenn er an der alten Stelle saß und vergebens fiebernd darauf wartete, daß das mächtige Haupt die Äste teile, hob er die Waffe, zielte, der Schuß erweckt ihn, er schämte sich.

Aber all diese Gefühle, Scham, Zorn, Lust zu töten, fanden ein großes Ziel, als die Bauern der Vendee sich erhoben und den Grafen von Charette zu ihrem Anführer wählten. Die Geschehnisse dieses Krieges, die wunderbaren ersten Siege der Aufständischen, die Wendung ihres Schicksals, die endliche völlige Niederlage des Bauernheeres, sind bekannt. Auf den Kopf des Grafen von Charette war ein hoher Preis gesetzt. Sein Schloß war verbrannt, seine Äcker und Weiden verwüstet, seine letzten Anhänger gefangen, getötet, zerstreut. Allein lebte er in den verborgensten Schlupfwinkeln des Waldes, von Versteck zu Versteck gejagt, Tag um Tag knapp am Tode vorbei, wie ein edles, von tausend Jägern begehrtes Wild. Immer neue Scharen sandte General Westermann nach ihm aus.

An einem lichten Abend versagte des Grafen Kraft. Er warf sich ins Moos, Stimmen und Waffenklang der Verfolger im Ohr. Nun hielten sie dicht an ihm. Er verstand jedes Wort . . . Vorüber, die Stimmen verklangen, der Waffenlärm verwehte, der Verfolgte richtete sich auf, erkannte Stein und Baum, es war . . . ja es war die Stelle . . . wo er so oft die Büchse im Anschlag, gesessen und darauf gewartet hatte, daß das Haupt des riesigen Hirsches das Astwerk teile. Und seltsam: in diesem Augenblick der kaum überstandenen Gefahr, die vielleicht in wenigen Minuten wiederkehren konnte, drängte sich all seine Sehnsucht, all sein Verlangen nach Leben in dem einen Wunsch, dieses herrlich gehörnte Haupt noch einmal zu sehen, die Waffe dagegen anzulegen, noch einmal Sieger zu sein, mit beruhigter Hand über den Körper zu streichen, das Gehörn umfangen, die Enden zählen zu dürfen.

Da, ein Spuk seiner überreizten Sinne, er wird verschwinden . . . der Graf von Charette schloß die Augen, öffnete sie wieder. Das Bild blieb. Aus dem Laubgewirr tauchte das Haupt des Hirsches, es war kein Spuk, war Wahrheit. Der Wind trug das gedämpfte Schnauben der Nüstern, das Knarren der Stämme, daran das mächtige Gehörn sich rieb. Die Welt versank vor dem Grafen von Charette. Nur eines blieb: Das Haupt des Tieres. Alles vergessend, hob er die Waffe, zielte, ruhig wie nie war seine Hand, sein Blick . . .

Stimmen, Waffenlärm, Schreien. Der Hirsch bricht aus. Stimmen, Waffenlärm, Schreien aus der anderen Richtung. Wohin das Tier sich wendet, es ist umstellt. Blau blitzt es auf überall. Der Graf kennt die Farbe der Uniform seiner Verfolger. Einer weist sich deutlich im Abendlicht, legt die Flinte an gegen das Tier . . . Noch immer hält der Graf von Charette die Waffe im Anschlag, er wechselt das Ziel, ein Schuß, der Soldat schreit, überschlägt sich, Verwirrung durchläuft die Reihen, noch einmal schießt der Graf, ein zweiter fällt, ein dritter . . . die letzte Kugel ist verschossen.

Zitternd hält der Hirsch inmitten der Soldaten, will sich den Ausweg bahnen, senkt das Geweih, nimmt den nächsten an, das Gehörn bohrt sich in den Leib, der Nachbar schießt, zerschmettert den Lauf des Hirsches, das Tier bricht nieder, ein Säbel bohrt sich in den Rücken, Stöhnen, ein zweiter Schuß trifft die Nüstern, wie ein roter Bach schießt der Schweiß nieder auf die Angreifer, aber immer wieder senkt der Hirsch das Geweih zum Stoß.

Ein Dolch zielt nach seinen Weichen, nein, der Arm sinkt . . . An der Seite des Hirsches steht der Graf von Charette. Jeden Stoß des Geweihes begleitet ein Stoß des Degens. Neue Scharen drängen vor. Schuß um Schuß. Der trifft den Hals des Tieres, der die Schulter des Menschen. Dicht aneinander geschmiegt halten sie aus, ihr Blut vermengt sich, ein Körper werden sie, der in letzter Abwehr sich regt, müder, immer müder und endlich ganz still wird.

Nur die Hand des Grafen von Charette streicht noch über den Leib des reglosen Tieres, über das kühle Gehörn, bis auch sie in einer beruhigten Geste der Erfüllung erstarrt.

Auguste Supper:

Kleine Erinnerungen und Bekenntnisse.

Auguste Supper, die bekannte Dichterin, feierte kürzlich ihren 60. Geburtstag; aus diesem Anlaß erschienen ihre Lebenserinnerungen: „Aus halbvergangenen Tagen“ (J. F. Lehmanns Verlag, München, Lwd. 6,— Rmk.). Wie scharf sie ihre Bebachtungen und Erkenntnisse auszudrücken vermag, das zeigen die folgenden Sätze.

Nicht Todesfurcht und Grauen vor der Verwesung kann und muß uns „fromm“ machen, sondern allein die tapfere Bejahung des Lebens, das uns geschenkt ist, und die stille Ehrfurcht vor den Kräften, die uns tragen, die wir in uns spüren, und die in geheimnisvoller Wechselwirkung uns ewigen Lebensglauben schenken, wie sie beständig durch diesen Glauben gestärkt werden.

*

Der Geruch von Dorf und Scholle weckt heute noch eine unnennbare Sehnsucht in mir, als sei dort Heimat und Kindheit.

*

Es ist möglich, und ich will da gar nichts beschönigen, daß ich zu mancher Zeit in meinem Leben die Tiere mehr liebte als die Menschen. Es ist dies ja viel leichter und einfacher, und wenn man zum Schwierigeren noch nicht, oder nicht mehr, die Kraft hat, dann hält man sich ans Einfache.

*

Ob sie mit Menschenweisheit, Kunst und Tugend, mit Zimbern und mit Harfen kommen, ob ein schlafender Vogel im Traum zirpt, ein Wurm im Holz tickt — es ist kein Laut, kein Hauch, der nicht nach oben stiege, weil dort die Heimat ist des Lebendigen, aus der es kein Entweichen und kein Hinausverlieren gibt.

*

Immer ist der Tod um seine Beute betrogen, wenn ihm ein im Leid gehämmter Lebensglaube entgegentritt.

*

Das Totmoralisieren des Göttlichen ist eine schleichende und heimtückische Kulturkrankheit, der ins Gesicht zu leuchten jetzt weithin unternommen wird.

*

Die Gefahren der Unwissenheit sind geringer als manche Gefahr des Aufgeklärtseins.

Krokus — Safran.

Einer der ersten Frühlingsboten, ein Frühaufsteher unter den Zierblumen unserer Anlagen, ist der Krokus, auch Safran genannt. Seine langröhrigen, trichterförmigen Blütenkelche sind meist blauviolett, doch auch weiß oder gelb. Seine Heimat ist der Orient.

Sophokles redet im „Oedipus“ von „Goldglanz des Krokus“, Ovid hat in seine „Metamorphosen“ ein Blumenmärchen gefügt, das von einem Jüngling erzählt, der in einen Krokus verwandelt wurde. In der Heimat dieser Blume hat man schon in fernen Zeiten aus den Blütennarben ein Heilmittel gewonnen, später stellte man aus der Pflanze ein „würzig riechendes“ Gewürz zum Gelbfärben von Nahrungsmitteln, den Safran, her. Noch in unserer Großeltern Tagen war eine Rindsuppe erst dann richtig gut, wenn man der Suppe mit Safran eine zarte, gelbe Farbe verliehen hatte.

Wie und wann der Krokus aus Persien oder Kleinasien zu uns herüberkam, darüber gehen die Meinungen ein wenig auseinander. Sagen erzählen darüber mancherlei. Eine dieser Sagen weiß zu berichten, daß im Jahre 1198 ein Ritter Rauheneck den Krokus mitgebracht hat — vermutlich von einem Kreuzzug, deren dritter ja beiläufig um diese Zeit beendet worden war. Nach einer anderen Sage hat ein Walter v. Herkenstein den Krokus seiner Braut Hulda v. Rauhenstein mitgebracht. Die Herren von Merkenstein, von deren altem Schloß unweit Vöslau heute nur mehr eine Ruine vorhanden ist, waren Ritter, und Hulda v. Rauhenstein gehörte einem Geschlecht an, das nachbarlich von den Rauheneckern im Helenental nächst Baden hauste.

Jedenfalls diese Geschichten vermuten, daß tatsächlich der Krokus hierzulande bald eine neue Heimat gefunden hat, so daß daher Grillparzer mit Fug und Recht den Safran als Wahrzeichen Niederösterreichs bezeichnet. Scheffel allerdings vermeint in seinem Gedicht über den Krokus,

„Krokus, Sproß des Morgenlandes,
Seltener Gast auf Schwabens Fluren . . .“

daß schon „eine kluge Römerfrau“ den Krokus nach Deutschland gebracht habe . . .

Nach Deutschland dürfte der Krokus vermutlich von Spanien heraufgekommen sein. Gottfried v. Straßburg erzählt in seinem Epos „Tristan und Isolde“ vom Hündchen Petricrin, das „auf einer Seite gelber denn Safran ist“. In Konrad v. Megenburgs „Buch der Natur“ (geschrieben um 1350), in dem mehrmals Safran als Heilmittel genannt wird, ist nichts über den Anbau des Krokus vermerkt. Um 1400 gab es in Basel einen Händlerkreis, der den Namen „Gesellschaft zum Safran“ führte. Um 1600 aber waren in Deutschland und auch in Österreich schon ganz ausgedehnte Krokusanlagen. Vom Krokus hieß es damals, „daß er in leichtem, humusreichem Boden in warmen Gegenden, besonders auf südlichen, sanften Abdachungen, so weit, wie der Weinstock noch süße Früchte bringt, gediehe.“

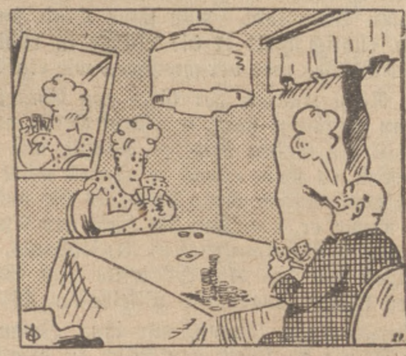
Als Kulturpflanze hat der Krokus, seit die Nachfrage nach Safran nachgelassen, weit geringere Bedeutung. Um so beliebter aber ist er als Zierpflanze in den Gärten und Wohnungen. Es gibt heute bereits eine Unmenge Krokusarten. Am bekanntesten aber ist und bleibt die frühe Art, die mit den Schneeglöckchen zugleich den Frühling begrüßt.



Lustige Ecke



„Ehrlich“.



„Man könnte fast glauben, daß du in meine Karten schaust!“

*

Fortschritt.



„Hallo, ist das bei Frau Jensen? Könnte ich vielleicht Ihren Papagei sprechen?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.